



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Sachsen heute vor funfzig Jahren.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sachsen heute vor fünfzig Jahren.

Wir schreiben den 7. Juni 1815, befinden uns in Dresden zwischen Kammerdieners und Hofgärtners und bemühen uns, die Welt auf eine Stunde mit den Augen Hasches, des Chronisten dieser schönen und loyalen Stadt, anzusehen, den wir uns zum Begleiter gewählt haben. Sollte unser Bemühen, wie wir fürchten, nicht ganz gelingen, so bitten wir artig, den guten Willen für die That zu nehmen und des Wortes eingedenk zu sein, daß die Zeiten sich ändern und wir mit ihnen verändert werden.

Ein großer Tag für den sächsischen Patriotismus, vornehmlich für den allhier wohnhaften! „Was treue Herzen flehn, steigt zu des Himmels Höhn“, wie unser Mahlmann, selbst im Reim ein echt sächsisches Gemüth, mit Schwung und Gefühl uns vorsingt. Die „ewige Gerechtigkeit“ seines Liedes hat das Flehen der treuen Herzen gehört und bewilligt, wenn auch mit erheblichen Modificationen, nach denen mindestens zu zweifeln erlaubt scheint, ob es ganz begründet gewesen. Sachsen wird getheilt, der Norden fällt an Preußen, aber der Rest wird heute seinen alten König wiederbekommen. Das Provisorium ist glücklich überstanden. Die Glocken läuten den Morgen einer neuen Epoche ein, und unter Posaunenschall singen vom Thurme die Kreuzschüler ihr „Nun danket alle Gott“ auf den vom Frühroth bestrahlten Altmarkt hinab.

Schon gestern war die Stadt ungewöhnlich bewegt. An den Ecken Anschläge des Stadtraths, welche bestimmten, in welcher Ordnung der erwartete Landesvater von der Einwohnerschaft eingeholt werden soll, und die als „Lofung“ des Festes „ehrfurchtsvolle Bescheidenheit, innige Herzlichkeit und treue Liebe“ bezeichneten — Bescheidenheit, als ob irgendein Dresdner im Laufe der letzten hundert Jahre jemals fähig gewesen wäre, die Tugend der Bescheidenheit aus den Augen zu setzen. Auf den Gassen, eilige Gärtner mit Kränzen und Guirlanden, Waschfrauen mit kunstgerecht gesteiften, sorgfältig geplätteten weißen Kleidern überm Arm, und hier und da, besonders auf der Brücke, der brüh-schen Terrasse und vor dem goldnen August am Blockhause, Trupps von leipziger Musensöhnen, die der sächsische Patriotismus in Masse hergeführt hat, und die mit ihren Kanonenstiefeln und Schnurenjassen, ihren dickbetrodelten Tabakspfeifen, ihren Schlägern und Ziegenhainern so übermüthig in der sanften Gewöhnlichkeit dresdnerischen Lebens einherschritten, daß die unmaßgebliche Ver-

muthung unsres Begleiters, die Admonition hochlöblichen Stadtraths zu ehrfurchtsvoller Bescheidenheit sei wohl eigentlich auf sie gemünzt, nicht unstatthaft erschien. In den Häusern äußerste Geschäftigkeit aller Welt, vom Seifensieder an, der für die angesagte Illumination Lichte und Talgnäpfchen bereitete, bis hinauf zu dem dichtenden Hofrath, der den „Anzeiger“ mit seinen Gaben festlich zu schmücken gedachte. Abends Feuerwerk auf dem linkschen Bade.

Heute bereits am frühen Morgen verdoppeltes Gewimmel auf den Straßen und Plätzen. Buntes Landvolk, die Männer in zeisiggrünen Pöckeschen oder himmelblauen Gottestischröcken, die Frauen in Barthauben und Pelzmützen, Studiosen von gestern, Nationalgarde-Offiziere mit gewaltigen Dreimastern, stolzen Federbüschen und dicken rothwollenen Epauletten, Herren in Hoftracht, Marschälle mit Stäben und Schärpen, gelegentlich ein gelber Buttervogel von einem Haiducken oder Chaisenträger, dann weiß und grün gekleidete Mädchen, Fahnenräger von Innungen eilen an uns vorüber nach dem altstädt Rathhaus, wo sich der Festzug sammelt, der die von Peterswalde kommende Majestät einholen soll.

Gegen drei Uhr ist alles zum Abmarsch bereit, und der Zug setzt sich in Bewegung nach dem pirnaischen Schlage. Voraus ein Detachement von dreißig Mann Nationalgarde als Begleitung eines Musikchors mit Trompeten und Pauken. Dann eine lange Procession von über fünfhundert Mädchen aus allen Ständen, die sämmtlich weiß gekleidet sind, rautengrüne Leibbinden, in der Hand Rautenzweige und am Arme Blumentörbchen — wie es scheint, mit noch etwas Raute — tragen, und vor deren erster Abtheilung zwei Knaben, der zur Rechten mit einer weißen Fahne — „das Zeichen der Unschuld“, erläutert uns Hasche — der zur Linken mit einer hellrothen, „dem Symbol der Freude“, einerschreiten. Die zweite Abtheilung der Mädchen führen drei Marschälle in schwarzer Hoftracht mit weißen Schärpen, goldnen Galanteriedegen und schwarzen Stäben, an denen oben mit weißen und rothen Bändern Kränze befestigt sind — natürlich Rautenkränze; denn wir feiern ein legitimistisches Fest, und was für den Franzosen die Lilie, das ist für den Sachsen die Raute. Unmittelbar hinter den Marschällen wandeln drei Jungfrauen mit Gedichten in Sammt und Goldschnitt, die der Rath und die Bürgerschaft — Stadtverordnete giebt's noch nicht — zur Begrüßung des Königs haben anfertigen lassen. Dann die übrigen Rautenzweigträgerinnen, und hierauf wieder drei Herren in schwarzer Kleidung, von denen der mittellste eine große weißseidne Fahne mit rautent grünem Rande und der Inschrift: „Den 7. Juni 1815“ trägt, und welchen zunächst die Magistratspersonen, dann die Geistlichen lutherischer und katholischer Confession, dann die Stadt- und Gerichtsbeamten folgen. An letztere schließen sich, in einer durch das Loos bestimmten Reihenfolge, die Zünfte an, die durch etwa sechshundert Mitglieder vertreten sind. Sodann die Abgeordneten der

jüdischen Gemeinde mit ihrem Rabbiner in Amtstracht. Zuletzt wieder ein Detachement Nationalgarde.

Der Zug passirt vom Rathhause bis zum Schlage durch eine Haye von weißer Infanterie mit grünen Aufschlägen, die weiter hinaus von der leipziger Studentenschaft fortgesetzt wird. Am Schlage hat der Hofbaumeister Thormeyer eine Ehrenpforte errichtet, die auf beiden Seiten die Inschrift: „Salve, pater patriae!“ zeigt.

Es ist etwa halb vier Uhr, als der König eintrifft. Die Kanonen donnern von den Wällen, die Glocken läuten, von der Galerie der Ehrenpforte fällt ein Blumenregen in den Paradewagen, in welchem die alte Majestät mit der Prinzessin Auguste sitzt. Die ehrfurchtsvolle Bescheidenheit der Menge bricht in ein Vivat aus, und der Wagen hält, worauf erst der Bürgermeister Dr. Scholz dann der Oberhofprediger v. Ammon den König begrüßen und für ihre Reden gnädigen Dank empfangen — gnädigen und gerührten Dank, obwohl letzteren die Hofetiquette eigentlich nicht gestattet. Dann Weiterfahrt unter fernerm Glockengeläut und Vivatgeschrei, bis der Gefeierte endlich im Schlosse verschwindet.

Auf dem Schloßplatze wird dann von den Theilnehmern des Zuges ein großes Viereck gebildet, in dessen Mitte Musik- und Sängerschöre aufgestellt sind. Man singt und spielt, während der König sich mit Gemahlin auf dem Balkon zeigt, das Lied „Ihr Bürger eines Staates, Brüder“ aus dem dresdner Gesangbuch — beiläufig wohl das platteste und wässrigste der ganzen Sammlung — dann einen Segenswunsch aus dem einundsechzigsten Psalm, worauf sich der Zug nach dem Altmarkt begiebt, um dort „Nun danket alle Gott“ zu singen, womit dieser Theil der Festlichkeit beschlossen ist.

Abends bringen die Bürger, während die Stadt von den Lichtern einer Illumination strahlt, dem König eine Serenade. Dann kommen die Studenten mit Fackeln aus der Neustadt über die Brücke, stellen sich vor dem Schlosse auf, singen, von den Pauken und Trompeten eines Kürassierregimentes begleitet, das sächsische „Nationallied“: „den König segne Gott“, das in dieser Zeit angekommen ist, rufen Vivat und fallen dann mit dem ihnen geläufigeren „Gau-deamus igitur“ ein, bei dessen letztem Vers sie die Fackeln auf einen Haufen werfen. Eine Deputation der jungen Herren erbittet und erhält Audienz, um die Gefühle, welche die studirende Welt Sachsens beseelen, der Majestät auszusprechen. Dann fährt die Herrschaft aus, um sich die Illumination anzusehen, wobei ihr mancher hübsche Einfall entgegenleuchtet. Ein Bürger z. B. hat den Vers in einem Transparent aufgestellt:

„Oftmals mit Schmerzen,
Diesmal von Herzen.“

Und eine Bäckerfrau draußen „auf dem Sande“ vor dem Schwarzen Thor erfreut Liebhaber fecker Naivetät mit dem illuminirten Spruch:

„Hier sitz ich alte Schlampampe,
Bei meiner Lampe,
Dem König zu Ehren —
Wer will mirs verwehren?“

Daß die Gute sich wirklich in sauber gewaschener Haube und Hochzeitskleid neben die Verse ans Fenster gesetzt hat — selbstverständlich mit dem Strickstrumpf — ist die Krone der Reime.

„Ja, jetzt kann ihrs, Gott sei's gedankt, niemand mehr wehren,“ seufzt unser Begleiter. „Aber das war Ihnen eine traurige Zeit, diese anderthalb Jahre seit Leipzig. Wissen Sie noch, wie von dem russischen Gouvernment der Befehl kam, die Herrschaft aus dem Kirchengebet wegzulassen, als ob Friedrich August nicht mehr unser Vater wäre, und wie unsere Bürgerschaft vergebens bei Repnin, der sonst ein manierlicher Mann war, um Wiederaufhebung der Ordre petitionirte? Und wie sie unseren vortrefflichen Appellationsrath Fleck, diemeil er sich unterfangen, für eine an den wiener Congress zu richtende Supplik wegen Wiederherstellung Sachsens unter Friedrich August bei den Bürgern Unterschriften zu sammeln, schnöde arretirten und absetzten? Und erinnern Sie sich, wie Rosen in Leipzig die Stände, die sich dort vereinigt, um eine ähnliche unterthänigste Eingabe an die verbündeten Monarchen zu entwerfen, unhöflich auseinandertrieb? Und wie dann im November vorigen Jahres gar die Preußen sich hierhersetzten, der Recke und der Gaudy mit ihrem barschen, ungemüthlichen Wesen, und wie — 's ist nunmehr gerade vier Wochen — der Blücher in Lüttich unsre Gardemänner und Grenadiere decimiren und ihre Fahne verbrennen ließ, bloß weil sie nicht preussisch werden wollten. Es ist wahr, die Leute hatten sich ein bißchen ungestüm ausgedrückt und den Empereur dazu leben lassen, was unter den obwaltenden Umständen nicht gerade zu loben war. Aber mußte die grobe Excellenz darum die Fahne ins Feuer werfen lassen, die unsre Königin gestickt? Und mußten sie dem König, der doch nur gezwungen bei Napoleon ausgehalten, sein Erbland nehmen wollen? Mußten sie ihn als Gefangenen wegführen, der nichts gethan, als sein Wort gehalten hatte? Ja diese Preußen“ — hier macht unser sonst so sitzamer Freund eine drohende Geberde in der Richtung der großenhainer Straße — „wenn es nach ihrem Willen gegangen wäre, so hätten wir den heutigen schönen Tag nicht erlebt, so hätten wir vielleicht wieder mit Schmerzen illuminirt, d. h. statt für unsern König für den in Berlin. Es ist aber nach dem Willen der Franzosen und Oestreicher gegangen, und so schwer es betrübt, daß diese alten Freunde der preussischen Eroberungslust nicht alles wieder aus den Händen nehmen konnten, immerhin ist doch das Schlimmste abgewendet, und wer weiß, ob nicht die Zukunft das Getrennte wieder zusammensügt.“

„Eine sehr sorgenvolle Zeit voll Noth und Angst und Sehnsucht liegt

hinter dem Rücken des sächsischen Patrioten,“ antworten wir unserm würdigen Freunde. „Aber Sie thun wohl, sich zu trösten mit dem Trost der Deutschen: Es konnte schlimmer kommen, und es ist keineswegs unmöglich, daß das, was jetzt geschieden ist, einmal — wenn auch in anderer Weise als Sie jetzt hoffen mögen — wieder vereinigt wird.“

Hätte man damals in Dresden mehr gesagt, so wäre man in Gefahr gewesen, gesteinigt zu werden von der sächsischen Vaterlandsliebe; denn die deutsche, hier auch jetzt noch ein Kind von mäßigem Wuchse, hätte, als noch in den Windeln liegend, dabei nicht interveniren können. Jetzt läßt sich deutlicher antworten, wenn der eine und der andere alte Herr sich noch über das Unrecht entrüsten kann, welches durch die Theilung Sachsens begangen sein soll. Wir begreifen die Empfindungen, aus denen die Feier des 7. Juni 1815 hervorging, theilen aber können wir sie als Liebhaber der Gerechtigkeit nicht mehr. Jene alten Herren lassen wir als unschädliche Nachzügler einer schon über den Horizont entschwundenen Zeit nach ihrer Fagon selig werden. Dem jungen Geschlecht aber sagen wir einfach: Lest die Geschichte, seht euch die Thatfachen an, urtheilt mit dem Verstande, der dazu gegeben ist, nicht mit dem Gefühle, welches hier kein Recht mehr hat, dreinzureden, und laßt euch bei solcher verständiger Betrachtung nicht durch den Vertrag von Kalisch irremachen, der von gewissen Escamoteuren immer wieder gegen die rechte Auffassung der damaligen Vorgänge in Sachsen aus der Tasche geholt wird.

Der Vertrag von Kalisch, am 27. Februar 1813 zu Breslau von preussischer, am folgenden Tage zu Kalisch von russischer Seite unterzeichnet, war die Frucht mehrwöchentlicher Unterhandlungen zwischen Kaiser Alexander und Friedrich Wilhelm, welcher letztere beim Eintritt in dieses Bündniß zur Bekämpfung Napoleons das Meiste wagte und darum erst nach langem Bedenken und erst als Stein den Ernst der Lage mit Nachdruck vorgestellt, zu endgiltigem Abschluß zu bringen war. Als Ziel stellte der Vertrag für die durch ihn sich verbündenden beiden Mächte die Befreiung Europas, als nächste Aufgabe die Wiederaufrichtung Preußens in Verhältnissen auf, die dessen Ruhe und Sicherheit verbürgten. Rußland sollte zu dem Zwecke 150,000, Preußen 80,000 Mann ins Feld senden, die Mitwirkung der verfügbaren preussischen Truppen sofort beginnen. Die Kriegsoperationen sollten unverzüglich verabredet werden. Die beiden contrahirenden Mächte verpflichteten sich ferner, keinen einseitigen Vertrag mit dem Feinde abzuschließen, sondern völlig gemeinsam zu handeln, namentlich sofort vereint sich zu bemühen, Oestreich zum Beitritt zu bewegen. Endlich versprach der Kaiser von Rußland nachdrückliche Unterstützung hinsichtlich eines von Preußen ins Auge gefaßten Bündnisses mit England.

Zwei geheime Artikel des Vertrags lauteten:

„Art. 1. Da die völlige Sicherheit und Unabhängigkeit Preußens nur

dadurch dauerhaft wiederhergestellt werden kann, daß man ihm die Stärke welche es vor dem Kriege von 1806 wirklich hatte, wiedergiebt, so verpflichtet sich Se. Majestät der Kaiser aller Rußen, welcher in dieser Beziehung in seinen amtlichen Erklärungen den Wünschen Sr. Majestät des Königs von Preußen zuvorgekommen ist, durch gegenwärtigen geheimen und besondern Artikel, die Waffen so lange nicht niederzulegen, als Preußen nicht in einer Weise wiederhergestellt ist, die seinen statistischen, geographischen und finanziellen Verhältnissen vor dem angeführten Zeitpunkte entspricht. Zur Bewerfstellung dessen verspricht Se. Majestät der Kaiser aller Rußen auf die feierlichste Weise, alle diejenigen Erwerbungen, welche durch Waffengewalt und Unterhandlung in Norddeutschland gemacht werden können, mit Ausnahme jedoch der alten Besitzungen des Hauses Hannover, zu den Aequivalenten zu verwenden, die im Interesse beider Staaten und zur Vergrößerung Preußens von den Umständen erfordert werden sollten. Bei Ordnung alles dessen wird der Zusammenhang und die Abrundung, welche nöthig sind, um einen unabhängigen Staatskörper herzustellen zwischen den Provinzen, die unter preußische Herrschaft zurückkehren sollen, gewahrt werden.

Art. 2. Um dem vorhergehenden Artikel diejenige Bestimmtheit zu verleihen, welche dem vollkommenen Einverständnisse der beiden hohen vertragsschließenden Theile entspricht, verbürgt Se. Majestät der Kaiser aller Rußen Sr. Majestät dem König von Preußen außer seinen gegenwärtigen Besitzungen noch besonders Altpreußen, mit welcher Provinz ein Landstrich verbunden werden soll, der sie in allen, sowohl militärischen als geographischen Beziehungen mit Schlesien vereint.“

Dieser Vertrag war für Preußen bei weitem weniger günstig als für Rußland. Letzteres behielt die ihm durch den tiltsiter Frieden zugefallnen ehemals preußischen Theile Polens, die es bereits besetzt hatte, ersteres wurde mit unbestimmten Zusagen abgefunden, die nur in Betreff des Landstrichs zwischen Altpreußen und Schlesien einigermaßen klar angedeutet waren. Die Versprechungen in Bezug auf die in Norddeutschland möglicherweise zu machenden Erwerbungen hatten nur einen mäßigen Werth, da sie eben nur auf Möglichkeiten beruhten. Da der Vertrag die Besitzungen des welfischen Hauses ausdrücklich ausnahm, Holstein damals nicht zu Deutschland gehörte, Schwedisch-Pommern endlich Besizthum einer verbündeten Macht war, so ergiebt sich allerdings, daß mit jenen Erwerbungen vor allem Sachsen gemeint war, und in der That wissen wir jezt aus Alexanders Aeußerungen gegen v. Knessebeck im Lager von Chlodowa bei Kalisch und aus den Mittheilungen, welche der Kronprinz von Schweden dem preußischen Gesandten in Stockholm zugehen ließ, daß der preußischen Regierung für das ihr früher zugehörige Polen schon damals unter Andern ein Theil Sachsens oder nach Befinden das ganze Königreich als Ent-

schädigung in Aussicht gestellt worden war. Allein dieses Versprechen konnte nur unter der ganz bestimmten Voraussetzung gegeben sein und erfüllt werden, daß der König von Sachsen beim Bündniß mit Napoleon verharrte und sein Land gegen seinen Willen befreit, also erobert werden konnte. Leistete derselbe der Aufforderung Preußens und Rußlands, die, wie wir sogleich sehen werden, kurz nach dem Vertrage von Kalisch an die deutschen Fürsten erging, ohne Zögern Folge, schloß er sich den Befreiern an, so fehlte es an jedem Vorwande, ihm sein Land oder einen Theil desselben zu nehmen, und wenn nicht das Gerechtigkeitsgefühl, so verbot dann die Klugheit, zu annectiren, da hierdurch die Hoffnung, die übrigen Rheinbundsfürsten von Napoleon abwendig zu machen, sofort vereitelt werden mußte.

Die Auffassung Steins, die er schon am 17. November 1812 in einer an Alexander gerichteten Denkschrift ausgesprochen, und die sich in die Worte zusammenfassen läßt: „Was die übrigen deutschen Fürsten betrifft, so haben sie, was auch ihr Verhalten sein mag, gleichviel ob sie sich widersetzen oder unterwerfen, kein Recht, die Beibehaltung oder Wiederherstellung ihrer Oberherrlichkeit zu verlangen. Sie sind jetzt in feindlicher Haltung, und im Augenblick des Eintritts der verbündeten Heere können deren Fürsten eine solche Anwendung des Eroberungsrechts machen, wie ihr eigener Vortheil sie ihnen anzeigen wird“ — diese Auffassung war politisch keineswegs unrichtig, aber sie war, als der Vertrag von Kalisch abgeschlossen wurde, wie das Folgende zeigen wird, nicht die Auffassung der contrahirenden Monarchen, und sie war es später, als Stein und die deutschen Patrioten vor Metternich und dem österreichischen Interesse in den Hintergrund raten, noch weniger.

Zwar könnte der Breslauer Vertrag vom 19. März, der das kalische Bündniß ergänzte, in einigen seiner Züge so gedeutet werden, als ob Steins und der übrigen Deutschgesinnten Plan, die deutschen Vasallen Napoleons als Verräther ohne Weiteres abzusetzen, hätte verwirklicht werden sollen. Aber schon der erste Artikel desselben schließt diese Interpretation aus, indem er nur die deutschen Fürsten, welche der Aufforderung zur Theilnahme an der Befreiung Deutschlands vom französischen Joch nicht Folge leisten sollten, mit dem Verluste ihrer Staaten bedrohte. Wenn es dann weiter hieß, es sollte ein zunächst aus Abgeordneten Rußlands und Preußens bestehender Centralverwaltungsrath mit unbeschränkten Vollmachten gebildet werden, der in den besetzten Ländern provisorische Verwaltungen herstellen, dieselben überwachen und ihnen die Grundsätze vorzeichnen sollte, nach denen die Hilfsquellen der betreffenden Länder der gemeinsamen Sache nützlich zu machen, so ist auch damit nicht gesagt, daß man über die Fürsten dieser Länder hinwegzugehen vorhatte; denn der Vertrag bestimmte ausdrücklich, daß jeder dem preußisch-russischen Bündniß beitretende deutsche Fürst zu jenem Centralverwaltungsrath ein Mitglied ernennen dürfe,

Und in gleichem Geiste war der (von Karl Müller verfaßte) Aufruf an die Deutschen gehalten, den Kutusow am 25. März von Kalisch aus erließ. Die Versicherungen zwar von der Uneigennützigkeit Rußlands und die Behauptung, es sei lediglich auf die „Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches“ (des deutschen) und auf Wiedererkämpfung von Freiheit und Unabhängigkeit der Völker Deutschlands abgesehen, klingen verdächtig. Aber es war auch von der Freiheit und Unabhängigkeit der deutschen Fürsten darin die Rede, und wenn es hieß: „so fordern sie (der Kaiser von Rußland und der König von Preußen) denn treues Mitwirken, besonders von jedem deutschen Fürsten, und wollen dabei gern voraussetzen, daß sich keiner finden werde unter ihnen, der, indem er der deutschen Sache abtrünnig sein und bleiben will, sich reis zeige der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen“, so hatte nur der Fürst seine Entthronung zu fürchten, der dem Aufruf nicht Folge gab.

Wie stellte sich nun Sachsen diesen Ereignissen gegenüber? Die Stimmung des Volkes war der Erhebung der preussischen Nachbarn gegen Napoleon nicht ungünstig, und die ersten Aufrufe, die von diesen hierher gelangten, regten mächtig an. Eine Partei unter den höhern Beamten fürchtete die Volksbewegung in Preußen und die „revolutionären Mittel“ der dortigen Regierung. Der Hof blieb völlig unberührt, wenigstens ohne alles Verständniß von dem hochsinnigen Streben, das in Preußen sich regte.

Der König Friedrich August war ein nicht für große Zeiten geschaffener Geist. Im Privatleben ehrbar, als Regent im Innern etwas pedantisch, aber gerecht und wohlwollend, war er in seiner äußeren Politik ein starrer Anhänger Napoleons, dessen Genie ihm nach 1806 für immer imponirt, und der ihn durch verhältnißmäßig rücksichtsvolle Behandlung, durch Landschenkungen und durch Verleihung des Königstitels zur Dankbarkeit verpflichtet hatte. Daß er dennoch nichts anderes als ein von der Gnade des Imperators lebender Vasall Frankreichs war, empfand er nicht. Daß es außer dem sächsischen Patriotismus noch einen anderen, höheren geben könne, blieb seinem engen Sinne völlig verborgen. Auch die späteren erschütternden Ereignisse erweiterten seinen Blick nicht, er war zu alt geworden, um heilbar zu sein. Als Napoleons Niederlage in Rußland entschieden war, ließ er sich von dem auf seiner Flucht in Dresden vorsprechenden kaiserlichen Gönner mit der Zusage baldiger Rückkehr mit einem furchtbaren Heere trösten. Als die Russen an der deutschen Grenze erschienen, und Preußen sich ihnen zuneigen begann, dachte er an Flucht, die er drei Tage vor dem Vertrag von Kalisch ausführte. Welche Beweggründe ihn dabei leiteten, sagt die Ansprache an sein Volk, die er am 23. Februar erließ, und in der es heißt:

„Dem politischen System, welchem wir seit sechs Jahren uns fest ange-

schlossen haben (dem Rheinbunde unter Napoleons Protection) verdankt der Staat allein in diesem Zeitraum seine Erhaltung bei den drohenden Gefahren. Treu unsern Bundesverpflichtungen, vertrauen wir auch dermalen mit Zuversicht auf den glücklichen Erfolg, welchen uns, wenn auch unsre auf Herstellung des Friedens gerichteten Wünsche noch zur Zeit unerfüllt bleiben sollten, die Unterstützung unseres großen Allirten, der thätige Beistand der verbündeten Mächte (des Rheinbundes) und die erprobte Tapferkeit unsrer mit Ruhm bedeckten Krieger im Kampfe für das Vaterland verspricht."

Seiner Infanterie gebot der König sich in die Festung Torgau zurückzuziehen, deren Oberbefehl der General Thielmann mit der Weisung erhielt, sich dem französischen General Reynier zur Verfügung zu stellen. Seine Kunstschätze schickte er auf die Bergfeste Königstein. Dann salvirte er sich mit seiner Familie am 25. Februar nach Plauen im Voigtlande. Die Minister, der Staatsschatz und die Juwelen des grünen Gewölbes begleiteten ihn. Auch zwei Reiterregimenter und einige Artillerie zogen mit ihm.

"Es war ein beredter Gegensatz der alten und der neuen Zeit," sagt Häuffer. "Dort in Preußen begab sich der König mit seinem ganzen Hause ins Lager, das die gesammte Jugend- und Manneskraft, den Fürsten neben dem Bauernsohne vereinigte, bereit einen Krieg zu beginnen, dem alle ihre letzten Kräfte und Mittel zutrug, einen Krieg so ungeheurer Art, daß, wenn der Sieg nicht erfochten ward, nichts als der Untergang übrigblieb. Und hier ward das Land dem Spiel des Zufalls überlassen; wer der Stärkere war, dem gehörte es, indeß der König, mit Gold und Juwelen schwer bepackt, das Weite suchte, bis die Fluth verlaufen war."

Jetzt begann der Krieg. Als die Verbündeten sich in der zweiten Woche des März Dresden zu nähern begannen, schickte Reynier sich an, einen Pfeiler der dortigen Elbbrücke in die Luft zu sprengen. Das Volk rottete sich zusammen, unterbrach die Arbeiten und schrie vor der Wohnung des Generals „die Franzosen fort!“ Reynier war zu schwach, diesen Widerstand zu brechen. Als aber einige Tage darauf Davoust mit Verstärkungen eintraf, kehrte den Dresdnern die langgewohnte Unterwürfigkeit zurück, und als am 18. März die ersten Kosaken am rechten Ufer der Elbe sich zeigten, ließ der Marschall am nächsten Tage die unter der Brücke angelegten Minen springen. Am 26. räumten die letzten Truppen Napoleons — es waren rheinbündlerische — die Stadt, und Tags darauf rückte Wülfingeroode mit seinen Kosaken, am 30. Blücher in die sächsische Residenz ein.

Noch immer hoffte man im Lager der Verbündeten, daß es gelingen werde, Sachsen friedlich zu sich herüberzuziehen, und noch immer handelte man darnach. In einer Ansprache, die Blücher an das sächsische Volk richtete, um dasselbe zum Anschluß an die Sache der Allirten aufzurufen, hieß es sog ar,

als ob die Flucht Friedrich Augusts keine freiwillige gewesen wäre: „Euer Landesherr ist in fremder Gewalt. Die Freiheit des Entschlusses ist ihm genommen. Die Schritte beklagend, die eine verrätherische Politik ihn zu thun nöthigte, wollen wir sie ihm ebensowenig zurechnen, als sie euch entgelten lassen.“ Vertrauensvoller und versöhnlicher konnte man nach dem, was geschehen, nicht reden, goldnere Brücken zur Umkehr nicht bauen. Nur einstweilen erklärte Blücher das Land in Verwaltung nehmen zu müssen. Seine Truppen ermahnte er, die Sachsen wie künftige Bundesgenossen zu behandeln. Um der Volksbewegung freieren Spielraum zu gewähren, gab er die Presse frei. Wenn er aber von der vom König bei seiner Flucht zurückgelassenen Immediatcommission rückhaltlosen Anschluß an die gute Sache erwartete, so täuschte er sich. Diesen Herren war sein Aufruf ein revolutionäres Pamphlet, seine Forderung, daß Sachsen zur Unterhaltung seiner Truppen beitrage, ein unbilliges Verlangen. Sehr übel nahmen sie es auf, daß Preußen jetzt ohne Weiteres den 1807 an Sachsen abgetretenen kottbusser Kreis wieder zu seinen Besitzungen schlug. Im Volke war gute Gesinnung vorhanden, man empfand das Drückende der Fremdherrschaft lebhaft, die unnöthige Zerstörung der dresdner Brücke hatte besonders böses Blut gemacht, und es gab Leute, die an Beseitigung der Immediatcommission und Ersetzung derselben durch den sächsischen Ausschuß dachten. Aber es fehlte der rechte Muth und Schwung, es fehlte in Dresden wie in Torgau, wo das Heer ebenfalls nach der patriotischen Seite hin zu schwanken begann, an einem entschlossenen Geiste, der einen kühnen Schritt wagte und den Bann der Bedenklichkeiten brach, der Alle lähmte. Keiner wollte sich zuerst aussetzen. Das Volk wartete auf die Behörden, die Armee auf die Generale, Behörden und Generale warteten auf den König, und dieser war am wenigsten von Allen der Mann ungewöhnlicher Thaten und opfermüthiger Entschlüsse.

Indeß hatte man inzwischen doch in Plauen an eine Wendung gedacht, die von Napoleon ab und vielleicht auf einem Umwege in das Lager der Verbündeten führte. Friedrich August und seine Rathgeber, der Minister Graf v. Senfft und der General v. Langenau fühlten sich durch den kurzangebundenen Ton, in welchem die Ansprachen der allirten Feldherrn zu den deutschen Fürsten redeten, schwer verletzt. Sie verlangten, daß man dem König die ihm als solchen gebührende Achtung bezeuge, ihm nicht vorschreibe, sondern mit ihm unterhandle, mit ihm nicht verfare wie etwa „mit einem Fürsten von Neuß oder Waldeck“. Aber sie waren doch nicht mehr so zuversichtlich in ihrem Glauben an Napoleons Macht, und so erschien ihnen als das Vortheilhafteste, Front nach allen Seiten zu machen und zu versuchen, während des bevorstehenden Kampfes neutral zu bleiben.

Hierzu schien Oestreich die Hand zu bieten, welches damals, wie Senfft durch den Gesandten Bayerns erfahren, mit dem Plane umging, die Rhein-

bundsfürsten von Frankreich zu sich herüberzuziehen. Doch auch hier vermochte der König lange nicht zum Entschluß zu kommen. Bald nach der Ankunft des sächsischen Hofes in Plauen traf hier der österreichische Minister Fürst Esterhazy ein und hatte eine Unterredung mit Senfft, in welcher er vorschlug, Sachsen solle gemeinschaftlich mit Bayern und Württemberg bei Napoleon vorstellen, wie wünschenswerth bei der Erschöpfung ihrer Länder und der Stimmung ihrer Unterthanen ein Eingehen auf den vom wiener Hofe inzwischen vorgeschlagenen Frieden sei. Friedrich August ließ hierauf die officielle Antwort ertheilen, daß er für sich nicht unterlassen werde, dem Kaiser Napoleon seinen wiederholt schon geäußerten Wunsch nach Frieden nochmals mitzutheilen, daß er aber besorgen müsse, die von Oestreich beantragten gemeinsamen Vorstellungen könnten in Paris einen nachtheiligen Eindruck machen. Vertraulich aber gab Senfft dem österreichischen Minister zu verstehen, daß der sächsische Hof sich die Freundschaft Napoleons bewahren müsse, da auf ihr die einzige Hoffnung beruhe, das von Rußland besetzte Großherzogthum Warschau wieder zu erlangen. Nur wenn man in Wien dafür oder für eine Entschädigung sich verbürge, werde ein engerer Anschluß Sachsens an Oestreich zu Stande kommen können. Fürst Esterhazy versprach dies dem Grafen Metternich vorzutragen, und in Plauen wartete man nun weiter ab, was die Ereignisse bringen würden.

Bald traf die Nachricht von der Sprengung der dresdner Brücke ein, und dieser Act nugloser Barbarei wirkte so stark auf den König, daß er sofort Thielmann in Torgau den Befehl zufertigen ließ, die Festung keinen fremden Truppen zu öffnen und so das dort versammelte sächsische Fußvolk von den Franzosen zu trennen. Seine Streitkräfte mit denen der Verbündeten zu vereinigen, sich mit Friedrich Wilhelm und Alexander gegen Napoleon zu verbünden, erlaubte einerseits sein Selbstgefühl gegenüber dem Gedanken einer über ganz Norddeutschland ausgedehnten Suprematie Preußens, andererseits sein Respect vor Napoleon noch immer nicht. Im Gegentheil, das Vorrücken der Spizen des russisch-preussischen Heeres über die Elbe bestimmte den König, seine Flucht weiter südlich fortzusetzen.

Er ging nach Regensburg, wo ihm bald nach seinem Eintreffen der General v. Heister einen aus Breslau vom 9. April datirten Brief des Königs von Preußen überbrachte, in welchem ihm derselbe nochmals die Pflicht ans Herz legte, sich dem Kampfe gegen Napoleon anzuschließen. „Von jedem deutschen Fürsten,“ hieß es in diesem Schreiben, läßt sich erwarten, daß er begierig die gewiß nie wiederkehrende Gelegenheit ergreifen werde, die ihm aufgedrungenen französischen Fesseln zu zerbrechen und einfach abzuschütteln, welche unser sonst so blühendes, so geachtetes Vaterland in Elend und Verachtung gestürzt hat.“ — „Entsprechen Ew. Majestät mit mir den Wünschen unsrer Völker, befördern Sie jede der vorübergehenden Maßregeln, die zur Erreichung des großen

Ziels unumgänglich erforderlich sind! Eilen Sie mit uns über die Mittel einzukommen, die Ihre Staaten für dieselben darbieten, und vereinigen Sie alle Ihre Streitkräfte mit meinen und Rußlands Heeren." Es folgte dann das Ersuchen, die sächsischen Behörden zum Verkehr mit Stein anzuweisen, der in Sachsen mit der vorläufigen Leitung der Geschäfte betraut sei. Dann schrieb der König: „Ew. Majestät wird es übrigens nicht befremden, daß ich die Länderteile (den kottbusser Kreis) wieder in Besitz nehme, die ein ungerechter, gegen mich nicht einmal gehaltner Friedenstractat mir abzwang und Ihnen zuwendete.“ Nachdem der Brief dann noch um möglichst baldige Antwort gebeten, schloß er: „Ich würde es bei der Hochachtung und den freundlichen Gesinnungen, die ich für Ew. Majestät hege, unendlich bedauern, wenn Ihre Entschließung mich nöthigte, Sie als einen Widersacher des edelsten Zwecks betrachten und darnach verfahren zu müssen.“

Friedrich August erwiderte dieses Schreiben am 16. April mit einem kurzen Briefe, dessen Hauptstelle lautete: „So schmerzlich mir die neuerlich eingetretenen Verhältnisse auch sein müssen, so schmeichle ich mir doch, daß Ew. Majestät in meiner Handlungsweise die immer allein vorwaltende Rücksicht auf das bleibende Wohl meiner Staaten und auf meine bestehenden Verbindlichkeiten nicht verkennen, vielmehr derselben Gerechtigkeit widerfahren lassen werden.“ In Betreff des kottbusser Kreises schwieg der König völlig. Die Verbündeten wußten jetzt, wie sie mit ihm daran waren.

Gleichwohl fühlte man in Regensburg, aus den Berichten, die von der Stimmung des Volkes und Heeres in Sachsen einliefen, heraus, daß sich die bisher befolgte Politik nicht wohl mehr fortsetzen ließ, um so faßte man den Entschluß, aufs Neue das Bündniß mit Oestreich zu suchen, um mit diesem vereint eine neutrale Stellung einzunehmen. Man meinte es damit recht klug einzurichten, übersah aber, daß Oestreich nicht im Ernst an Neutralität dachte, sondern vielmehr nur die rechte Zeit abwarten wollte, um mit dem vollen Gewicht seiner Macht und im Voraus gesichertem Erfolg die Entscheidung zu geben. Am 16. April erschten Esterhazy mit neuen Instructionen in Regensburg, um einen geheimen Vertrag vorzuschlagen, durch welchen sich Sachsen verpflichtete, seine Mittel mit denen Oestreichs zu vereinigen, um dessen Bestreben nach Wiederherstellung eines allgemeinen Friedens zu unterstützen, ferner nicht am Kriege als Verbündeter Frankreichs theilzunehmen, endlich über seine Festungen nur im Einverständniß mit Oestreich zu verfügen. Dafür gewährleistete letzteres die Integrität Sachsens, verpflichtete sich, dem König eine angemessene Entschädigung für das Großherzogthum Warschau zu verschaffen, falls dasselbe aufzugeben wäre, und versprach Sorge zu tragen, daß Erfurt, Reuß, Schwarzburg, Anhalt und die sächsischen Herzogthümer der Krone Sachsen zufielen. Außerdem verlangte der wiener Hof, daß der König sich nach Prag begäbe.

Senfft wünschte, daß der Punkt, welcher den Beitritt Sachsens zu der östreichischen Friedensvermittlung aussprach, die Form eines öffentlichen Vertrags erhielt. Aber in Wien war man dazu nicht geneigt, da sich so die Verhältnisse zu schnell klären mußten, und auch dem König war diese Vorsicht angenehm. Indes hielt er es, als Napoleon sich wieder den Grenzen Sachsens näherte, für gerathen, denselben über die Haltung, die er zu beobachten gedachte, einigermaßen in Kenntniß zu setzen. „Der Kaiser von Oestreich,“ schrieb er ihm in einem vom 19. April datirten Briefe, „hat mir soeben die Schritte mitgetheilt, welche er bei Ew. k. k. Majestät für die Rückkehr des Friedens und die Gründung eines Zustandes dauernder Ruhe in Europa gethan hat. Im Hinblick auf die Stellung Oestreichs, dessen Einfluß in diesem Augenblicke Rußland und Preußen gegenüber entscheidend sein muß, während die große Seele Ew. k. k. Majestät sich nicht den Ruhm versagen wird, durch großmüthige Mäßigung Europa beruhigt zu haben, bin ich durch diese Eröffnungen mit den süßesten Hoffnungen erfüllt worden. Gestützt auf die Güte, von welcher Sie mir so viele Proben gegeben haben, wage ich meine Wünsche mit denen der leidenden Menschheit zu vereinigen. Ich wage vertrauensvoll zu hoffen, daß sie Ew. k. k. Majestät zu Herzen gehen und daß Sie darin nur den Ausdruck eines Verbündeten erblicken werden, der Ihnen aufrichtig zugethan ist, sowie den Ausdruck der gerechten Sorge, die mir das Heil meiner Völker einflößt. Die Uebereinstimmung in den Wünschen und der Sehnsucht, welche ich soeben Ew. k. k. Majestät ausgedrückt habe, mußte mich dem wiener Hofe nähern, welcher durch das ihn mit Frankreich vereinende Bündniß in gleicher Weise an das Interesse der gemeinsamen Sache geknüpft ist, und ich glaube nicht länger zögern zu dürfen, mich der Einladung des Kaisers von Oestreich zufolge nach Prag zu begeben, wo ich im Stande sein werde, in größerer Nähe über das Wohl meiner augenblicklich vom Feinde überschwemmten Staaten zu wachen.“ „Mein Entschluß ist in diesem Augenblicke besonders durch die dringende Nothwendigkeit bestimmt, mich den Grenzen Sachsens zu nähern, um zu verhindern, daß der öffentliche Geist nicht irre geführt werde, und ich glaube mir schmeicheln zu können, dieser Schritt werde unter den geschilderten Umständen die Billigung Ew. k. k. Majestät finden, und Sie werden mir die Gesinnungen der Freundschaft und des Vertrauens zu bewahren geruhen, welche ich als mein kostbarstes Gut betrachte und stets durch unveränderliche Hingebung erwidern werde.“

Tags darauf reiste Friedrich August nach Linz ab, wohin Senfft ihm folgte, und wo am 24. April die geheime Convention mit Oestreich ratificirt wurde. Zum Behuf weiterer Verständigung mit Metternich ging Senfft dann nach Wien, wo er indes nicht ganz fand, was er wünschte; denn bald wurde ihm hier klar, daß Oestreich nicht auf Frieden hoffte, ja schon so gut wie entschieden war, am Kriege gegen Frankreich theilzunehmen, und nur zu weiteren

Rüstungen Zeit zu gewinnen trachtete. Angenehmer war, daß Oestreich vom sächsischen Cabinet sorgfältige Vermeidung aller Schritte verlangte, welche zu einem Bruch mit Frankreich führen könnten; denn hienmit war dem König die Möglichkeit offen gelassen, sich nach Befinden Napoleon wieder mehr zu nähern. Mit Preußen und Rußland die von den Umständen gebotenen Beziehungen anzuknüpfen, sollte dadurch nicht ausgeschlossen sein.

Von Prag, wohin sich der König jetzt begab, richtete er unterm 29. April an den König von Preußen ein Schreiben, in welchem er demselben meldete, daß er sich bewogen gefunden habe, sich „den Maßregeln Oestreichs in Beziehung auf die von demselben mit Zustimmung der kriegsführenden Mächte übernommene bewaffnete Mediation anzuschließen“ und daß er sich „in Betracht dieses Verhältnisses schmeichle“, der König werde „der Anwendung der zum Behuf jenes von allen Seiten als wohlthätig anerkannten Zwecks dienenden Mittel“ in den sächsischen Staaten keine Hindernisse entgegensetzen und eine feindliche Behandlung dieser Staaten nicht gestatten.“ „In ebenmäßigem Vertrauen auf Gw. Majestät gerechte Denkungsart,“ fuhr das Schreiben fort, „sehe ich auch zugleich mit der Aufhebung des Kriegszustandes der Wiederherstellung eines tractatenmäßigen Besitzes im kottbusser Kreise entgegen, indem deren erleuchteter Beurtheilung die gemeinschädlichen Folgen eines Grundsatzes nicht entgehen können, welcher die Sicherheit des Besitzstandes zwischen benachbarten Mächten anheben würde.“

Inzwischen war Napoleon durch Thielmanns Verhalten in Torgau und durch des Königs Weigerung, die ihn begleitende Reiterei zur französischen Armee stoßen zu lassen, argwöhnisch geworden. Napoleon verlangte die Reiterregimenter nochmals und ließ merken, daß ihm dieses Erkalten der Freundschaft Friedrich Augusts sehr mißfalle. Bald darauf mußte der Herzog von Weimar dem König in Prag in einem Briefe die Nothwendigkeit klar machen, sich für oder gegen Frankreich zu entscheiden, und andeuten, daß eine Abweichung von der bisher innegehaltenen Politik den Verlust Sachsens zur Folge haben werde. Und als dieses Schreiben keinen Eindruck machte, erschien der französische Gesandte am sächsischen Hofe, Herr v. Serra, abermals mit der Forderung, die Festung Torgau und die sächsische Cavallerie dem Kaiser zur Verfügung zu stellen. Der König versprach, sich die Sache zu überlegen, aber Tags nachher stellte Senfft dem Gesandten eine Note zu, welche eine wiederholte Ablehnung des Verlangens Napoleons enthielt. Der Bruch mit Frankreich schien vollendet, der Anschluß an Oestreich entschieden zu sein. Siegten die Verbündeten bei dem ersten jetzt herannahenden Zusammentreffen mit dem französischen Heere, so würde sich der wiener Hof ohne Zweifel schon damals auf ihre Seite gestellt und so würde aller Wahrscheinlichkeit nach Sachsen, der österreichischen Politik folgend, sich des Schutzes derselben erfreut und seine spätere Theilung

vermieden haben. Denn ein solcher Sieg konnte kaum ein so entscheidender sein, daß die Verbündeten Oestreichs Bedingungen für seinen sofortigen Beitritt zu ihrer Allianz abzulehnen im Stande gewesen wären.

Die Schlacht bei Lüzen endigte nicht glücklich für die Verbündeten, und auf die Nachricht hiervon erwachte in Friedrich Augusts engem und ängstlichen Gemüth sofort wieder die alte halb aus Verehrung, halb aus Furcht gemischte Unterthänigkeit gegen Napoleon. Bittere Vorwürfe trafen Senfft, daß er zu dem Bündniß mit Oestreich gerathen, reuevoll blickte der König auf seine Nachgiebigkeit gegen den Minister, nichts schien seine Seele mehr zu beschäftigen als die Sorge, wie das Geschehene gut zu machen sei, und die Idee, sich durch raschen Wiederanschluß an Frankreich zu retten, wurde ohne Verzug zum Entschluß. Am 7. Mai schon wurde dem Herrn v. Serra angezeigt, daß der König seine letzten Forderungen bewilligen werde. Am 8. ging der General v. Gerßdorf mit der Anzeige hiervon in das Hauptquartier Napoleons ab. Am 9. wollte Friedrich August nach Dresden abreisen. Die erst in der Nacht vom 8. zum 9. eintreffende Note Napoleons, welche die frühere Forderung in Betreff Torgaus und der sächsischen Reiterei wiederholte, eine ausdrückliche Erklärung, daß der König bereit sei, alle seine Verpflichtungen als Mitglied des Rheinbundes zu erfüllen, sowie Aufschluß über seine Beziehungen zu Oestreich verlangte und für den Weigerungsfall mit Abreise des französischen Gesandten drohte, hatte diese Maßregeln nicht hervorgerufen. Sie waren lediglich Ausflüsse des Eindrucks, den der Sieg Napoleons bei Lüzen gemacht. Die Politik des Grafen Senfft war gescheitert, er selbst nahm seinen Abschied. Er hatte Sachsen in sicherer Neutralität abwarten lassen, wie der Kampf für Deutschland endigen werde, er hatte ihm alle Geschenke Napoleons erhalten, er hatte Preußen, das für Abschüttelung des französischen Jochs seine Existenz einsetzte, das früher Verlorene vorenthalten, es auf das Maß einer Macht dritten Ranges herabdrücken wollen. Dieser Plan wäre in der Hauptsache wahrscheinlich geglückt, wenn der König den Muth besessen hätte, auch nach Lüzen mit Oestreich zu gehen. Friedrich August besaß diesen Muth nicht, und so mußte sich sein Geschick erfüllen.

Am 30. April hatte Senfft geschrieben: „Von Frankreich sind wir unwiderruflich geschieden.“ Eine Woche später, und sein Traum war vorbei. Am 8. Mai schon konnte Napoleon einer ihm von Dresden entgegengesandten Deputation erklären: „Euer König ist euer Retter. Nur aus Liebe zu ihm verzeihe ich euch. Am 11. wurde Torgau geöffnet, das sehr bedeutende dort aufgehäufte Kriegsmaterial den Franzosen zum Kampfe gegen die deutsche Sache ausgeliefert, die sächsische Armee, 12,000 Mann stark, mit einer französischen Division unter Reyniers Oberbefehl gestellt. Thielmann, der zuletzt geneigt gewesen gewesen, Torgau an die Preußen auszuliefern — er war, wie er selbst

an Stein schrieb, „kein York“ und hatte zu lange gezögert, das Rechte, das hier auch für Sachsen das Nützliche war, zu thun — suchte preussische, Senfft österreichische Dienste. „Am 12. Mai“ — wir citiren Häuffer — „führte Napoleon durch die Spaltäre seiner Truppen den König von Sachsen in die Hauptstadt zurück. Es war eine der letzten demüthigenden Scenen, welche der Bonapartismus dem deutschen Fürsten bereitet hat. Bei dem harten Boose, das später den sächsischen Monarchen traf, ist nach deutscher Weise vielfach der Maßstab gemüthlicher Beurtheilung angelegt und für des Königs persönliche Bonhommie das Mitgefühl beansprucht worden. Dem gegenüber thut die Erinnerung noth, wie unwürdig Friedrich August zehn Tage nach dem deutschen Heldenkampfe bei Lützen das Gefolge des Erbfeindes vergrößerte und ihm seine Truppen preisgab, damit sie in fremdem Dienst deutsches Blut vergießen halfen.“

Die Sachsen fochten fast in allen späteren Schlachten bis Leipzig an der Seite der Franzosen, bei Baugen, bei Großbeeren, wo sie sich sehr tapfer schlugen und dafür später von den Franzosen des Gegentheils geziehen wurden, bei Dennewitz, wo sich dasselbe wiederholte, indem Ney lügnerischerweise die Schuld des Mislingens seines Angriffs vor allem auf die Sachsen warf, während dieselben ihre soldatische Schuldigkeit in jeder Hinsicht besser gethan hatten als die französischen Bataillone und Schwadronen, bei Dresden, wo sich vorzüglich die schwere sächsische Reiterei auszeichnete, zuletzt in der Völkerschlacht am 18. October.

Schon nach Dennewitz regte sich, wie in allen rheinbündlerischen Contingenten, so auch bei den Sachsen ein mehr oder minder starkes Gefühl der widernatürlichen Stellung, in der sie sich befanden. Man schlug sich für Frankreich gegen Deutsche, man hatte — was deutlicher empfunden wurde — dafür auf wenig Anerkennung in den Bulletins, vielmehr auf Verdrehung der Wahrheit und auf Zurücksetzung gegen die Franzosen zu rechnen, man wurde in Rücksicht der Verpflegung und Bequartierung stets den Franzosen nachgesetzt, man mußte Aeußerungen, wie die Neys gegen den württembergischen General Franquemont hören: „Es liegt in unserm Interesse, daß ihr alle umkommt, damit ihr nicht am Ende gegen uns sehtet.“

Nicht wenige von den bei Dennewitz gefangnen Sachsen, froh, aus den französischen Reihen gerissen zu sein, zeigten sich bereit, mitzukämpfen für Deutschlands Unabhängigkeit. Da hielt Bülow den Augenblick für günstig, die gesammte sächsische Mannschaft zu sich herüberzuziehen. Bülow richtete einen Brief an den Oberbefehlshaber derselben, General v. Zeschau, stellte ihm vor, daß es seine Pflicht sei, „seinen König aus dieser schmachvollen Unterwürfigkeit zu befreien, und fuhr im Geiste, der das preussische Heer damals befehlte, fort: „Die wahre Ehre gebietet dem Soldaten den Kampf für die Freiheit und das Wohl des Vaterlandes. Der Eid der Treue, den er dem ersten Bürger des

Vaterlands leistet, wird auf keine Art gebrochen, wenn er, treu dem Wohle des Vaterlandes, einen entscheidenden, ewig ruhmwürdigen Schritt für dasselbe thut.“ Den König den ersten Bürger des Vaterlands nennen, ihn und seinen Willen dem Wohl des Landes nachsetzen, was für jacobinische Reden! „Wie wenig,“ sagt Wuttke, dem wir hier folgen, „kannte Bülow die in Dresden großgezogene Engherzigkeit!“

Auch ein Aufruf erging schon am Tage nach dem dennewitzer Siege mit Bernadottes Gutheißung an die Sachsen. „Sachsen, deutsche Brüder und Nachbarn,“ hieß es in demselben, „von den Gefilden einer gewonnenen Schlacht, in der wir mit Unwillen euer deutsches Blut vergossen, sprechen wir noch einmal zu euch. Einst zählte Deutschland euch mit Stolz zu dem edleren Theil seiner Söhne, die jeder Unterdrückung kühn widerstrebten. (Wohl eine der Verwechslungen mit den Sachsen Wittelkind's, wie sie in dieser Zeit nicht ungewöhnlich waren.) Ihr waret eine der kräftigsten Stützen Deutschlands. Was seid ihr jetzt? Unterwürfige Knechte eines fremden Monarchen, Helfershelfer bei der Unterdrückung eurer deutschen Brüder, Theilnehmer an der Verwüstung eures vaterländischen Bodens. Wählt jetzt! Als Brüder werden wir diejenigen von euch empfangen, die, eingedenk ihrer heiligsten Pflichten, vereint mit uns für Deutschlands Wohlfahrt kämpfen wollen, aber wir sagen uns los von aller Gemeinschaft mit denjenigen, die länger noch die schimpfliche Fessel des Unterdrückers tragen; unwürdig erklären wir sie des deutschen Namens, und sie selbst und ihre Eltern und Verwandten sollen erfahren, wie wir Deutschlands entartete Söhne zu verachten und zu strafen wissen.“

Diese Ansprache drang in das sächsische Lager und blieb nicht ohne Wirkung. Die Sachsen wurden schwierig, sie zeigten „den schlechtesten Geist“ so deutlich, daß Ney darüber an Napoleon berichtete. Einzelne sächsische Offiziere gingen sogar bald nach der Schlacht zu den Verbündeten über, ja Major v. Büнау marschirte in der Nacht vom 22. zum 23. September, bei Dranienbaum auf Vorposten ausgeschiedt, mit einem ganzen Bataillon vom Regiment „König“ in das Lager Bernadottes ab und wendete sich dann als Befehlshaber der ersten Fahne der „königlich sächsischen Legion der Verbündeten“ an seine zurückgebliebenen Kameraden mit einer Ansprache, in welcher er ihnen zurief: „Glaubt ihr, daß die Zeit nahe ist, wo das Joch der Tyrannei zerbrochen und der Nacken des Vaterlandes von dem Fuß des Unterdrückers befreit werden wird, so habt auch den Muth und den Willen, diesen Zeitpunkt herbeizuführen. Kommt also hierher zu uns!“ Auch das blieb gewiß nicht ohne Eindruck. Doch folgte die große Mehrzahl noch der Abmahnung von Dresden her, die infolge der Nachrichten von dem überhandnehmenden Unmuth der Armee um diese Zeit im Lager eintraf. Der König war für immer zu Napoleon zurückgekehrt. Als „Landesherr“ wendete sich Friedrich August am 26. September an seine Soldaten. Er sprach

von seinen „Vaterrechten auf sie“ und rief ihnen feierlich zu: „Mir und meiner Sache habt ihr geschworen*), mir wolltet ihr treu, hold und gewärtig sein.“ Und eine zweite Kundmachung des sächsischen Königs vom 27. September erklärte, daß „Unterthanentreue heilig sein sollte“, und führte seinen Sachsen zu Gemüthe, „unbedingt unterwürfig und gehorsam zu sein“, drohte auch, „mit unnachsichtiger Strenge die gegen Rebellen und Vaterlandsverräther in den Gesezen geordneten Strafen ohne Rücksicht und Ausnahme in Anwendung zu bringen“. In der That, es mußte sehr übel stehen mit der Stimmung des Volkes und der Armee, wenn man genöthigt war, in diesem Tone über „wahre Ehre“ zu belehren!

So kam die Schlacht bei Leipzig heran. Friedrich August war zum zweiten Mal von Dresden geflüchtet. Napoleon hatte ihm freigestellt, seinen Aufenthalt in Torgau oder Leipzig zu nehmen. Der alte König hatte das letztere vorgezogen. Am Tage des Treffens bei Liebertwolkwitz kam er in einem langen von seiner Leibgarde escortirten Wagenzuge mit der Königin hier an und stieg am Markt im thomäischen Hause ab.

Die sächsischen Truppen standen am 16. October unter Neynier bei Düben. Neynier begriff das Mißliche ihrer Lage und kannte ihre üble Stimmung. So schickte er einen sächsischen Offizier, v. Schreibershofen, an den eben in Leipzig eingetroffenen König, um ihm zu sagen, „daß, falls er über seine Truppen zu verfügen wünsche, Neynier dem Befehle nachkommen und sie, vielleicht nach Torgau, entlassen wolle.“ Der König aber beließ es beim Alten. Schreibershofen hatte auch eine Meldung an Napoleon zu überbringen, wahrscheinlich in Betreff der Unzuverlässigkeit der Sachsen; denn in der Nacht zum 18. kam von letzterem der Befehl, dieselben nach Torgau zu schicken, doch war der Weg nicht mehr offen. Inzwischen wären die Sachsen am 17. von Eilenburg aus in die französische Schlachtlinie eingerückt, und zwar standen sie theils in Leipzig, theils bei Stötteritz (hier nur Reiterei), theils auf dem linken Flügel Napoleons bei Paunsdorf und dem Borwerk „Der heitere Blick“ und waren hier circa 4.000 Mann stark, mit 19 Geschüzen und 652 Pferden. Den Oberbefehl führte v. Zeschau, unter ihm commandirten die Infanterie der Generalmajor v. Nyffel und der Oberst Brause. Beim Eintreffen auf dem Schlachtfelde hielt Zeschau eine Anrede an sie, in welcher es hieß: „Wir werden in diesen Tagen im eigentlichen Sinne für unsern König fechten; er ist in Leipzig.“ Jeder treue Sachse hat also Ursache, alle seine Kräfte doppelt anzustrengen, um seine Pflicht zu erfüllen.“ Er schloß mit einem Hoch auf den König und glaubte überzeugt sein zu können, daß „ein guter Geist die Masse beseele“.

*) Erinnern wir uns dessen, wenn es sich jetzt in Schleswig-Holstein um den Fahnen eid handelt und gewisse Stimmen denselben als etwas Nebensächliches ansehen wollen.“

Dies war der Fall, wenn auch nicht im Sinne Zeschau's. Die oben geschilderte Mißstimmung reifte bei den Offizieren allmählig zum Entschluß, auch die Gemeinen waren erbittert auf die Franzosen, sie wollten nicht, wie später einer von ihnen sich äußerte, „an eine ausländische Nation versalbadert, verkauft und verrathen werden“. Noch im Laufe des 17. und am Vormittag des 18. October verständigten sich die höheren Offiziere mit einander in Betreff des Uebertritts zu den Verbündeten, und am Nachmittag des letzteren Tages begann derselbe. Ein am weitesten nach Taucha hin vorgeschobenes Bataillon ging zuerst über. Etwas später folgte, von übermächtiger russischer Cavallerie schwer bedroht, die Reiterei, ein Husaren- und ein Ulanenregiment, mit Hurrahruf, den Säbel in der Scheide nach. Als Nyffel und Brause dies bemerkten, baten sie Zeschau, den König wissen zu lassen, daß der Wunsch des Heeres Trennung von den Franzosen sei. Zeschau ging darauf ein. Nachmittags nach zwei Uhr kam von Leipzig die schriftliche Antwort Friedrich Augusts, in welcher die Truppen einfach auf „Erfüllung ihrer Pflichten“ hingewiesen wurden. Als Zeschau diesen Bescheid mittheilte, erwiderte Nyffel, daß die Pflicht gegen das Vaterland die Grenze für die Pflicht gegen den Souverän ziehe, worauf es einen Wortwechsel gab, nach welchem Nyffel einsah, daß er jetzt ohne Zeschau zu handeln habe. Nach drei Uhr ergriff er die Gelegenheit, welche die Flucht der hinter den Sachsen stehenden französischen Division Durutte vor den Brandracketen des englischen Hauptmanns Bogue darbot, und gab das verabredete Zeichen, worauf Fußvolf und Artillerie sich nach der Linie der Verbündeten hin in Bewegung setzten. Umsonst thut Zeschau Einspruch, erklärt Nyffel für abgesetzt, commandirt „Halt, Gewehr beim Fuß!“ Vergebens jagt Reynier vor, schreit: „Wo geht ihr hin? Was thut ihr?“ Der Marsch geht weiter, nur etwa 600 Mann bleiben, abgedrängt, bei Zeschau zurück. Dasselbe ist mit den bei Stötteritz stehenden Kürassieren der Fall, die auch nicht können, was sie möchten. Die übrigen Sachsen gelangen glücklich in die russischen Reihen hinüber.

Sobald Bennigsen das Ereigniß dem russischen Kaiser und dem König von Preußen gemeldet, ließen dieselben Nyffel und Brause zu sich rufen und dankten ihnen für diesen Beweis deutscher Gesinnung, doch setzte Friedrich Wilhelm hinzu, sie hätten lange auf sich warten lassen. Nach sächsischen Angaben hätten die Bundesfürsten auch versichert, „daß durch den Uebertritt die Integrität Sachsens gerettet worden sei“. Dies klingt nicht wahrscheinlich, wenigstens ist das Wort „Integrität“ gewiß nicht gebraucht worden. Allein etwas Aehnliches kann geäußert worden sein; denn was in Kalisch und Breslau in Betreff Norddeutschlands verhandelt worden, war Oestreich zu Gefallen und weil der hohe Geist Steins die Monarchen nicht mehr bestimmte, schon vor dem reichenbacher Vertrage wenn auch nicht ganz aufgegeben, doch sehr beschränkt worden, und so

kann man sich wohl bis zu einem gewissen Grade Beizke anschließen, wenn er sagt: „Der Uebertritt des ganzen sächsischen Heeres vor dem Waffenstillstande (vom 4. Juni), wenn er Thielmann gelungen wäre, hätte dem König ganz Sachsen erhalten; der Uebergang der sächsischen Division bei Leipzig rettete ihm wenigstens die Hälfte seines Landes; denn dies war das einzige Argument, welches die fremden Mächte zur Erhaltung von Sachsen in Anwendung zu bringen vermochten.“ Große Bedeutung für den Ausgang der Schlacht hatte übrigens der Uebergang der Sachsen zu den bisherigen Feinden nicht. Jeder Verständige, der seinen Verstand brauchen will, sieht, daß der Abfall von etwa vierthalbtausend Mann nicht einmal an der Stelle der Schlachtlinie Napoleons, wo er geschah, eine durchschlagende Wirkung üben konnte, geschweige denn auf den Gang des großen Kampfes von einer halben Million Kriegeren. Höchstens eine moralische Wirkung mag man zugestehen, da Freund und Feind jetzt deutlich erkennen mußten, daß auch im Bewußtsein der Rheinbundsstruppen die Glorie Napoleons völlig erblichen war.

Bei Friedrich August wird das nicht der Fall gewesen sein. Als die Schlacht sich am 18. October näher nach der Stadt hingewälzt hatte und einzelne Kugeln in die Straßen gefallen waren, hatte er sich in den Keller des von ihm bewohnten Hauses geflüchtet. Hier kam zu ihm Beschau und meldete ihm betrübt, daß die Mehrzahl der ihm anvertrauten Mannschaften zum Feinde übergegangen sei. „Desto größer ist der Werth derer, die treu blieben“, erwiderte ihm der alte Herr. Bis zum Abend erhielten ihn die Franzosen in dem Wahne, daß der Sieg sich ihnen zuneige. Erst um 9 Uhr enttäuschte ihn ein sächsischer Offizier, und etwas später ließ ihm Napoleon selbst sagen, daß er sich nach Erfurt zurückziehen werde, und ihm freistelle, ob er ihm dahin folgen oder bleiben wolle. Er bleibe in Leipzig, ließ er dem Kaiser antworten.

Am 19. früh kam Napoleon selbst, um Abschied zu nehmen. Friedrich August, der Mann der strengsten Etiquette, empfing ihn, der in dem bekannten grauen Ueberrock erschien, wie immer in Gala, Uniform mit Ordensband und Stern, seidnen Strümpfen und Schuhen. Was sie während dieser Viertelstunde mit einander geredet haben, weiß man nicht, doch läßt sich aus einer späteren Aeußerung des Königs schließen, daß Napoleon ihm Muth einzusprechen versucht hat. Als der Kaiser fort war, ging Friedrich August wieder in seinen sichern Keller hinunter. Er war (wir erzählen nach Buttke) völlig rathlos, seine Lage höchst peinlich. „Was thun?“ fragte er seinen Adjutanten v. Bose. So rasch als möglich einen Unterhändler an die verbündeten Herrscher schicken, war die Antwort, und dieser Rath war gut; denn durch schnelles Unterhandeln und geeignetes Befehlen in der Stadt, wo der König jetzt wieder einen Willen haben durfte, hätte sich vielleicht wenigstens die Gefangenschaft abwenden lassen.

Jeder Augenblick Verzug verminderte diese Möglichkeit. Aber Friedrich August zog vor, sich erst mit seinen gewöhnlichen Berathern, den „alten Getreuen, die ihn auf den Abweg gebracht hatten“, zu benehmen.

Ein Theil der in Leipzig stehenden Polen besann sich, daß sie keine Franzosen seien, und daß ihr Gebieter eigentlich der Großherzog von Warschau, also Friedrich August sei. Ihr General Dombrowski schickte zu ihm und ließ ihm erklären, daß er und seine Leute jeden seiner Befehle aufs pünktlichste vollziehen würden. Sie vermehrten aber damit nur die Verlegenheit im thomäischen Hause. „Er habe ihnen nie einen Befehl ertheilt,“ lautete die Antwort des Königs, „sie möchten auch jetzt die von Napoleon erhaltenen Instruktionen befolgen.“

Mittlerweile war bei Kaiser Alexander der sächsische Oberst Nyffel der Jüngere erschienen, der aus freien Stücken, jedoch mit Vorwissen des Cabinetsministers Grafen Einsiedel den Versuch einer Vermittelung für seinen König übernommen hatte. Nyffel soll in französischer Sprache Alexander angeredet haben: sein König habe ihn beauftragt, zu eröffnen, daß Leipzig den verbündeten Truppen ohne Schwertstreich übergeben werden würde, wenn diese den französischen Truppen nur vier Stunden zur Räumung der Stadt zugeständen; falls dieser Vorschlag nicht berücksichtigt werden sollte, würden die Franzosen die Stadt zu deren Verderben bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen. Alexander soll ruhig zugehört, dann aber nach vorwurfsvollen Bemerkungen über das Betragen des Königs von Sachsen, dessen Worten zu glauben, dessen Vorschläge anzunehmen er keine Veranlassung mehr haben könne, geäußert haben: nicht einmal eine Minute gewähre er. „Ich habe Ihnen nun alles gesagt; Sie können zurückkehren.“

Indeß nahm man noch einmal Rücksicht, indem Alexander aus seinem Gefolge Toll und Preußens König aus dem seinigen Nagmer an Friedrich August sandten, um auf Nyffels Botschaft zu antworten: „Von Unterhandlungen mit dem König von Sachsen könne nicht mehr die Rede sein, nachdem er alle frühern Anträge zurückgewiesen habe. Die sächsischen Truppen jedoch wolle man nicht feindlich behandeln, wenn sie binnen einer halben Stunde ihre Gewehre in Pyramiden zusammengestellt hätten, und die Stadt werde man schonen, wenn der Feind sie unverzüglich räume.“ Als Toll und Nagmer in des Königs Wohnung gelangten, erregte ihr Erscheinen sichtbare Verwirrung. „Seine Majestät,“ hieß es, „sind nicht zu sprechen.“ Sie traten entschieden auf, es sei hier keine Zeit zu verlieren. Darauf kam der König „aus dem Keller hervor, in Gala, bleich“. Nach ihrem Vorbringen antwortete er: „seine sächsischen Truppen könne er nicht aus dem Gefecht zurückziehen; denn er habe sie dem Kaiser Napoleon, seinem hohen Allirten, übergeben, von diesem und dessen Marschällen, nicht von ihm würden sie befehligt; hinsichtlich der Leipzig betreffenden Maßregeln verweise er die Herren an den Herzog von Padua (Arrighi),

den sein hoher Verbündeter zum Gouverneur der Stadt ernannt habe.“ Und dabei blieb es auch, als die Abgesandten ihr Erstaunen über diese Sprache ausdrückten. Noch immer überwog bei dem König die Hoffnung. Als Toll darauf hinwies, daß diese Erklärung mit Rysfels Auftrag in offenbarem Widerspruch stand, stellte Friedrich August dies nicht in Abrede, äußerte aber, er habe geglaubt, Napoleon habe Rysfels Sendung veranlaßt. Vor einer halben Stunde erst sei dieser, sein hoher Allirter, bei ihm gewesen und habe ihm versichert, daß er Leipzig nur verlasse, um im freien Felde zu manövriren, die Stadt aber in zwei oder drei Tagen entsetzen werde.

So mußte Leipzig denn gestürmt werden. Endlich war es vollbracht. Von unermeslichem Jubelruf empfangen, zogen Alexander und Friedrich Wilhelm in die Stadt ein. Es war ein Uhr, als sie auf dem Markte anlangten. „An der Thür seines Hauses stand der alte König von Sachsen; er ging den triumphirenden Herrschern nicht entgegen, trat nicht aus der Flur auf die Straße, er wartete, daß sie zu ihm herankämen. Kalt seinen Gruß erwidern zogen sie ihres Weges weiter.“ Jetzt erst bedachte sich Friedrich August und ließ Alexander fragen, wann und wo er ihm seinen Besuch machen könne. Es war zu spät. Am Abend des Tages wurde ihm die Antwort, er habe in Begleitung eines russischen Geheimraths nach dem Schlosse Friedrichsfelde bei Berlin abzureisen. Später brachte man den Gefangenen von dort nach Presburg. Seinen Thron hatte er nach dem Recht der Eroberung verloren, unter das er sich selbst gestellt. Wie Frankreich und Oestreich bei Hardenbergs Schwäche und Rußlands unsicherer Haltung ihm das halbe Land zurückverschafften, ist früher von uns bereits ausführlich mitgetheilt worden.

Galileo Galilei.

„Wir besitzen gegenwärtig in wünschenswerther Vollständigkeit die Quellen für die richtige Auffassung Galileis. Vor allem ist hier die italienische Schrift des Ritters Venturi von Wichtigkeit, in welcher neben völlig genügenden Auszügen aus den Proceßacten eine Reihe sehr wichtiger Briefe des damaligen toskanischen Gesandten in Rom, Niccolini, vorliegen. Aeltere Nachrichten und die vorhandenen Briefe Galileis werden hierdurch vervollständigt, während